

Der Preis für das Fremd-Sein

Es war keine Revolution, die meine Eltern veranlasst hatte, Italien zu verlassen, wie bei den Eltern von Louis Charles Adélaïde, Adalbert von Chamisso. Es war nur die weit verbreitete Arbeitsemigration in der damals üblichen Reihenfolge: zuerst der Vater, dann die Mutter, am Schluss die Kinder.

Fast hätte auch ich Medizin studiert, weil meine Mutter und meine Grossmutter das wünschten.

Und: auch ich schreibe Deutsch. Und: auch ich bin fremd. Voilà..., das sind meine Gemeinsamkeiten mit dem Namensgeber dieses Preises.

(Meinen Namen habe ich nicht geändert, ich heisse nicht Franz.)

“Ein Zeichen sind wir, deutungslos/ Schmerzlos sind wir und haben fast/ Die Sprache in der Fremde verloren.” Diese Verse hat Hölderlin geschrieben, als er sich das Griechische aneignete, und hat damit das Grundgefühl eines Menschen ausgedrückt, der in einer fremden Sprache gefangen ist. In Klängen, Gesten und Logiken leben, die mit dem Kindes-Ich nichts mehr zu tun haben.

Die Nächte: Muttersprachraum; die Tage: Fremdsprachwirklichkeit. Zwischen zwei Sprachen geraten, bleibt uns nur das Schweigen oder ein Redeschwall in irgend einer erfundenen Sprache; ein Gramelot, wie bei den Kindern, wenn sie Englisch nachahmen. Den Kindern werden die Fehler nicht verbessert, weil ihr Gramelot noch keine Sprache ist. Dem Fremden werden die Fehler nicht verbessert, weil er eben ein Fremder ist, weil es bei ihm ja keine Rolle spielt; noch schlimmer: man spricht ihn schon fehlerhaft an. Verliert er auch noch seine Verbindung zur Muttersprache, wird er immer mehr sprachlos, besitzt nur einige Sätze, die ihm das Überleben ermöglichen. Ein angenehmer Fremder dieser Fremde. Er wird sich nicht wehren können.

“Jetzt bin ich im Ausland/ Es ist Winter/ Alles ist voll Schnee/ Ich kann schon ein Wort in der fremden Sprache/ Salü.”

So spricht das Kind am Schluss meines ersten Buches. “Salü” ist Französisch / Schweizerdeutsch,

Francesco Micieli

ist Begrüssung und Abschied zugleich, ist der Zustand des Fremden, mein Zustand. Mein eigentlicher Raum ist in Bewegung, ein fahrender Zug, ein fliegendes Flugzeug. Deshalb vielleicht die bemühte Sesshaftigkeit. Ich reise kaum noch, abgesehen von der alltäglichen Tramfahrt an meinen Schreibort. Meine Grossmutter ist nie aus ihrem Dorf weggekommen. Die letzten Häuser des Dorfes mussten für sie wie die Grenze vor einem Abgrund sein. Sie hat sich vielleicht an diesen Häusern festgehalten, um in die Weite zu blicken, ohne herunterzufallen. Ich weiss nicht, ob sie sich das Reisen, das Fahren überhaupt hat vorstellen können. Meine Grossmutter hatte Wurzeln. Ich hab sie gesehen. Es wäre unmöglich gewesen, sie zu transportieren. Als man es später trotzdem versuchte, um sie in ein Spital zu bringen, starb sie auf der Reise. War meine Grossmutter nie fremd?

Jeder hat das Recht, fremd zu sein und darin respektiert zu werden. Dies müsste ein Menschenrecht sein. Ich wollte meine Fremdheit nie verstecken. Ich wollte, dass man sie sieht, trotz meiner gekonnten Nachahmung des Berndeutschen von Lützelflüh im Emmental. Wenn ich mich Gemeinden, Verbänden, Gruppen und Grüppchen gegenüber immer auf Distanz gehalten habe, so deswegen, weil ich im Innersten wusste, dass ich den Fremden zu ehren hatte, nur so durfte ich hoffen, ich selbst zu sein und als solcher erkannt zu werden.

Es gibt kein zurück mehr. Da wo man nicht fremd war, ist man auch fremd geworden. Die Leute verzeihen dir nicht, wenn du sie verlässt, sie machen dich fremd. Du spürst es sofort: Das ist nicht mehr deine Heimat, nicht mehr deine Sprache, das sind nicht mehr deine Gassen, obwohl du da deine Kindheit verbracht hast.

Fremdgehen.

Als ich nach Jahren wieder zurück nach S.Sofia d'Epiro kam, traf ich meine Grossmutter an, sie war der erste Mensch, dem ich begegnet bin. Sie erkannte mich nicht. Auch nachdem ich mich ihr vorgestellt hatte, wollte sie mich nicht erkennen. Ich sei nicht “Franguzzi”, ich sei der neue Priester, behauptete

sie (ich gebe zu, ich war unrasiert), ich wolle mich nur über sie lustig machen. Erst Onkel Vincenzino, der lange in Deutschland gearbeitet hatte, konnte sie davon überzeugen, dass ich ich war. Sie küsste mich und weinte.

Denn der Schriftsteller ist der Fremde schlechthin. Er flüchtet sich ins Buch, aus dem ihn das Wort vertreiben wird.

Dieser aus der Erinnerung zitierte Satz stammt vom Lyriker Edmond Jabès, den ich im Buch "Meine italienische Reise" auf dem Bahnsteig von Domodossola erscheinen lasse - meine einzige Möglichkeit, ihm meine Bewunderung auszudrücken und mich von ihm nach seinem Tod zu verabschieden.

Ich habe mich in die deutsche Sprache geflüchtet. Das hat mich jünger gemacht. In der deutschen Sprache bin ich fast zehn Jahre jünger. War das der wirkliche Grund? Und bin ich wirklich von einer Sprache in eine andere geflüchtet? Oder spreche ich meine Muttersprache, das Italo-Albanische von S.Sofia d'Epiro, in verschiedenen Sprachen weiter. Ist die Sprache meine Heimat geworden, wie ich manchmal hochtrabend behauptete; oder ist die Suche nach Heimat zu meiner Sprache geworden. Manchmal fühle ich mich wie der kleinere Bruder von Nabokovs Romanschriftsteller Sebastian Knight (Das wahre Leben des Sebastian Knight), von dem ein Kritiker anlässlich seines unerwarteten Todes sagte: "Armer Knight! Er hatte eigentlich zwei Perioden - in der ersten war er ein langweiliger Mann, der gebrochen Englisch schrieb, in der zweiten war er ein gebrochener Mann und schrieb langweiliges Englisch." Sebastian Knight erfindet eine eigene Mundart, um nicht auf seine Heimat und seine Sprache fixiert zu werden. Unbestimmbar fremd.

Das Wort wird mich, das Wort wird uns vertreiben. Pathos kann Balsam sein.

Der Fremde ist ein Wesen, das in seiner Umgebung Misstrauen erregt.

Meine Eltern mussten ihre Wäsche dem Hauswart abgeben, weil italienische Fremdarbeiter keine Waschmaschine bedienen können. Den Fremden zu

demütigen verleiht irgend eine armselige Grösse. Das waren die Anfänge. Heute ist es anders. Die Italianità hat das Land erobert. Toskanafraktion. Piemontfraktion. Pizzafraktion.

Heute gibt es andere Fremde oder fremdere Fremde.

Exjugoslawen, Kosova-Albaner, Albaner. Mit ihnen bin ich irgendwie verwandt, weil meine albanischen Vorfahren vor über 500 Jahren aus Epiros geflüchtet sind. An der gleichen Küste sind sie mit ihren Booten an Land wie heute die von zynischen Schleppern ausgenutzten Albaner und andere "extracomunitari".

Ich will nicht vergessen. Als Italo-Albaner war ich in Italien fremd. Als Südtaliener war ich während meines Studiums in Florenz fremd. Als Italiener war ich in der Schweiz fremd. Italo-albanischer Südtaliener ist eine potenzierte Fremdheit.

Ich fürchte das Vergessen. Erschreckend zu sehen, wie die nicht mehr so Fremden fremdenfeindlich werden, denn es gibt immer andere, die noch fremder sind. Jeder hat seinen Fremden.

Sie haben ihre Geschichte vergessen, sie haben sich verraten. Dies ist der Boden für Fanatismus. Noch nie so italienische Italiener gesehen wie in der Schweiz.

In der fremden Sprache werde ich wieder zum Kind. Ich lalle. Ich werde wie halbtäub behandelt und angeschrien, weil ich die Sprache nicht verstehe. Meine Mutter sprach Berndeutsch wie ein Kind im Vorschulalter. Ist dies der Grund, dass sie vor dem Sterben sagte: "Gott spricht deutsch." Fremd vor dem Tod. Fremd vor Gott.

Irgendwann braucht es keine wirkliche Heimat mehr, denn der Zustand der Fremde wird die Heimat sein, und dann kann man ruhig mit Chamisso singen: "Ich werde gehen in fremdes Land; es ist des Glückes in der Welt noch viel."

Francesco Micieli, lebt seit 1965 in der Schweiz. Studium der Romanistik und Germanistik in Bern und Florenz. Heute ist er Autor und Dozent an der Schule für Gestaltung Bern und Biel. Er hat, nebst Theaterstücken und Opernlibretti, Prosatexte verfasst, die sich mit dem Thema der Emigration auseinandersetzen. Zuletzt: Trilogie der Emigration, Zytglogge, Bern; Blues Himmel, Zytglogge, Bern. Für sein Werk hat er mehrere Preise erhalten, u.a. den Adalbert-von-Chamisso-Förderpreis 2002 und den Anerkennungspreis der UBS-Kulturstiftung 2003.

Auslender Kind

nur Kind

*zehn Jahre, dunkel, ein Kind nur
mager, verspielt
Zimmerwand Bruce Lee, Rambo
Schreibpult
nicht zu Hause benutzte Worte
Schulbuch tortur*

*Die Mutter schweigt viel
Vatter immer nur Fabrik
alles für Ihm
draussen zu spelen verleidet
kalt ist es in
diesem Land
Schwester ausgezogen
jezt liegt ganzes Familie Zukunft auf Ihm
er denkt
“wen ich gross bin
gehe ich nach America”*

Kein Grund zu Klage

Dragica Rajcic

*Wan Sie mich fragen
es fehlt uns Praktisch
Nichtz
aber gaar Nichtz.
Sehen Sie sich um
Um sehen Sie sich!
Am Hausherd kocht
Tutensupe
Toustbrot
Tomatensause
Alles aus Dose
für Abwekslung sorgt
Radio Video Fernsehen
für Ratschlage
alle bessere Zeitung
Wir sind Rund um
versorgt
ver sichert
ver schlossen.*

Dragica Rajcic, 1959 in Split geboren, kam auf Umwegen zum Arbeiten in die Schweiz. Hat Deutsch im natürlichen Sprachkontakt, ganz ohne theoretische Unterweisung, gelernt und daraus eine ganz eigene Mischsprache entwickelt: “Langsam macht mir spass auf so unvolendetem Sprachgemisch. Meine Sprache welche mich schützt und abgrenzt, dinge wie eine art Klauns zu sagen, klar ist jeder Klown nach vorstelung traurig aber bei schreiben nehme ich mir Narrenfreiheit und sage direkt was mich (Uns, Euch) angeht.”

Quelle/Source: Fremd in der Schweiz. Texte von Ausländern, herausgegeben von Irmela Kummer, Elisabeth Winiger, Kurt Fendt und Roland Schärer, Cosmos-Verlag, 3074 Muri bei Bern.

Puzzle

Als Antonio in die Schweiz kam, war er hungrig und ausgehungert.

“Ça suffit”, sagte der Bauer.

Ça suffit, Antonio nickte, versuchte zu lächeln und nahm sich noch ein Stück von dem grossen, geschnittenen Brot. Er schmierte Butter und Konfitüre drauf. Dinge, die er bis vor kurzem nicht gekannt hatte, ass er nun und versuchte sich vorzustellen, wie das Brot zuhause schmeckte, in Monteforte. Trocken Brot mit alter, lederiger Mortadella, wenn’s gut ging, sonst nur Brot.

“Ça suffit, maintenant”, sagte der Bauer. Jetzt grinste Antonio über’s ganze Gesicht. Wenigstens gibt’s hier genug und gut zu essen. Wenn es sonst hier auch nichts besonderes gibt.

Ça suffit. Er nimmt sich noch ein Stück Brot und Butter und Konfitüre.

Einen Monat später waren sie vor dem Friedensrichter. Vorher hatte der Bauer gesagt: “C’est trop, maintenant.” So musste Antonio vor den Richter.

Er fresse zu viel und arbeite zu wenig. Er soll keinen Lohn bekommen. Die Gerichte sind gerecht, hierzulande. Er bekommt seinen Lohn, aber die Arbeit hat er nicht mehr.

So landete Antonio auf der Strasse zwischen Yverdon und Lausanne. Der Lohn, den er vom Gericht zugesprochen bekam, reichte nicht weit, jedenfalls nicht für ein Billet heim nach Monteforte. Dorthin wollte Antonio ohnehin nicht, in Monteforte, das wusste er, gab es nichts zu tun, und nach zwei Monaten wieder bei seiner Mutter an die Tür klopfen, ohne Geld, ohne nichts, “nein, wirklich nicht.”

Er kaufte sich ein Eisenbahnbillet nach Lausanne, dort, wusste er, war einer aus seinem Dorf. Er hatte bei seiner Abreise aus Monteforte eine Adresse mitbekommen, “wenn du nicht mehr

Franco Supino

weiter weisst.”

Mit der wenn-du-nicht-mehr-weiter-weisst-Adresse in der Hand stieg Antonio in Lausanne in ein Taxi. Der Chauffeur schaute ihn an, dann den Fetzen Papier: “C’est loin.”

Antonio hockte gerne in dem Taxi und fuhr durch die Stadt. Beim Zahlen hätte ihm fast das Geld nicht gereicht. Nun stand er immerhin vor einer Hausnummer, die gleich war wie die auf seiner Adresse.

“Du wohnst weit weg vom Bahnhof”, sagte Antonio an diesem Abend irgendeinmal zu seinem Landsmann Carminuccio, den er in dem Haus gefunden hatte, “ich habe mein restliches Geld zum Taxifahren gebraucht.”

“So ein Bandit”, sagte Carminuccio. Vom Fenster über eine Strasse und eine Häuserreihe hinweg sah man auf den Bahnhof.

Carminuccio sagte: “Du kannst hier bleiben. Morgen nimm ich dich mit auf die Baustelle, da kannst du arbeiten. Sie brauchen Leute, die Bewilligung werden sie dir schon beschaffen.”

So kam ich in die Schweiz. Oder: Als ich in die Schweiz kam, 1956. Das sind Anfänge, wenn mein Vater zu erzählen beginnt. Aber er erzählt selten diese Geschichte, lieber kommt er mit solchen von Madame Duvanel: Als er und Carminuccio an einem Samstagabend ein Gericht machen wollten. Gericht ist übertrieben, eigentlich sind es bloss Kartoffeln, Pomfrit genannt. Sie hatten sie probiert und gefunden, solche Kartoffeln wollten sie auch einmal machen.

Madame Duvanel, die Hausmeisterin hatte ihnen die Kartoffeln zugeschnitten und gesagt, dass sie bloss noch Öl kaufen müssten, es erhitzen und die Kartoffeln hineintun.

In den Regalen der Migros gab es verschiedene

Öle. Eines kostete 2.60 Fr., 2.70 Fr., hier eines für 2.40 Fr. "Schau, das kostet nur einen Franken, das nehmen wir", sagte Carminuccio zu Antonio. "Madame Duvanel", Carminuccio rief die Hausmeisterin, "das Öl wird nicht heiss und die Kartoffeln braten nicht."

"Lasst mich sehen, was ihr angerichtet habt." Madame Duvanel schaute in die Küche, in die Pfanne mit dem Öl: "Was riecht denn hier so merkwürdig? Das ist, das ist ja ... Essig."

Mein Vater isst heute noch gerne Pommes Frites, Brot, Butter und Konfitüre.

Auch ich esse diese Dinge. Aber bei mir ist es anders. Ich esse auch Spaghetti mit Löffel und Gabel. Ich esse all diese Dinge seit ich klein bin.

Manchmal fühle nicht ich mich hier fremd, sondern andere auferlegen mir, ich hätte mich hier fremd zu fühlen.

Ich habe mich an meinen Zustand gewöhnt. Wie einer sich an eine Behinderung gewöhnen kann, zum Beispiel an einen fehlenden Mittelfinger. Manchmal merke ich, dass ich nicht ganz normal bin, nicht ganz wie ein Einheimischer.

Meine Mutter hat angst. "Wenn du heiratest, heirate keine Schweizerin. Ich möchte mit meiner Schwiegertochter reden können. Die Schweizerinnen denken anders als wir."

In der Fabrik arbeitet sie zehn Stunden am Tag, zuhause macht sie dann noch den Haushalt. "Wenn wir miteinander reden, kommt der junge Padrone und sagt, wir sollen nicht so viel schwatzen und mehr arbeiten. Wenn er eine von uns entlasse, warteten draussen zwei, um diese Arbeit zu übernehmen."

Als die Grenchner Uhrenindustrie blühte, holten sie meine Mutter in die Schweiz. Schlecht wird sie nicht behandelt, während ihrer zehn Stunden Arbeit pro Tag in der Elektrowerkzeugvormontage, solange sie fleissig und fügsam ist. Schliesslich

wird sie bezahlt.

Auch mein Vater wird bezahlt. Mein Vater sagt, die Schweizer seien ein verrücktes Volk. 10 % seien Herren, und weitere 70% hielten zu den Herren, weil sie sich als solche fühlten. Knechte gibt es nur wenige.

In der Fabrik meiner Mutter gibt es auch Herren: Es gibt zwei Padroni, den alten und den strengen jungen, den Chef, die Mechaniker und die Einrichter, sie alle sind besser als meine Mutter.

Ich bin nicht sehr fremd hier. Ich habe bloss einen anderen Pass, anderes Temperament und anderes Aussehen. Die wirklich Fremden in einem Land sind die, welche die Sprache nicht können. Es hat sich schon jemand gefragt, wie meine Eltern es fertigbrächten, 25 Jahre in einem Land zu sein und die Sprache dieses Landes nicht zu sprechen. Sie sind unter sich und reden Neapolitanisch. Auch ich rede Neapolitanisch. Das ist die Sprache, die mir meine Eltern beigebracht haben und die ich mit ihnen rede. Eigentlich ist sie wertlos, ich kann sie sonst nirgends sprechen, Italienisch musste ich anderswo lernen.

Neapolitanisch ist die Sprache meiner Eltern, und wenn ich mit ihnen ihre Sprache spreche, gehöre ich zu ihnen.

Meine Eltern sprechen nicht Deutsch und werden auch nie Deutsch schreiben. Ich bin ihr Sohn und habe für sie geschrieben.

Franco Supino, 1965 in Solothurn als Kind italienischer Eltern geboren und dort zweisprachig aufgewachsen. Studium der Germanistik und Romanistik in Zürich und Florenz. Veröffentlichte schon in jungen Jahren Texte in Anthologien und Zeitschriften und schrieb als Student Hörspiele und Features) für das Schweizer Radio. Zur Zeit stellt Supino in Literaturcafés seinen neuesten Roman "Ciao, amore ciao" vor, in dem es um das Spannungsfeld zwischen Showbusiness und Protestkultur, über die Musik und das Lebensgefühl der Sechzigerjahre geht.

Quelle/Source: Fremd in der Schweiz. Texte von Ausländern, herausgegeben von Irmela Kummer, Elisabeth Winiger, Kurt Fendt und Roland Schärer, Cosmos-Verlag, 3074 Muri bei Bern.